

Er scheint
schon einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Volksfreund“
zu sein.
Er scheint
schon einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Volksfreund“
zu sein.

Rhein Raffaischer



Rahn Volksfreund

Angaben
sind die einseitige kleine
Seite 10. Die
Familien-Angaben (auch
Sterbefälle)
von unseren Abonnenten
7 Pf.

Zeitung für Heimatkunde und -Sitte,

für Heimat-Industrie und -Handel.

Sonntag, den 19. September 1920

Sonntagsgedanken

Seid freundlich untereinander —

Seid freundlich untereinander! —
Gibt jedem einen warmen Blick und ein liebes
Wort.

Seht, daß ihr ein Herz habt.
Seht, daß ihr so wenig und das macht so wenig
Mühe; aber das Leben wird erst dadurch lebenswert.
Gegensätze werden dadurch überbrückt.

Wir sind ja Menschen und tragen einen Funken
Unsterblichkeit in uns. Oder meint ihr, ein Men-
schenherz sei weniger wert als ein ganzes Sternbild?
Glaubt mir, es ist furchtbar, wenn heutzutage
einer eine Seele hochachtet und deshalb nicht mehr
nach unten sehen will. Gleich hängt er sich höher als
die, die er hinter sich gelassen hat.

O schöne Bornenheit des Herzens!
Du allein erobert dir die Herrlichkeit des Lebens.
Du bist Friede und Aufbau.
Du bist Glück und Eintracht.
Du bist Geduld und Fröhenheit.
Du machst auch den ärmsten Knecht festlich. —
Und du kauft die Welt.
Und die Freundschaft blüht nur aus der Vor-
nehmheit des Herzens.

Aber glaubt mir: Wenn wir Gott und seine
Gnade verlieren, oder von uns werfen als etwas
Unbegreifliches, Unbegreifliches, dann haben wir
alles verloren.

Gott bildet ja die Herzen.
Die Menschenherzen sind seine Wohnungen.
Und die Freundschaft ist sein Lächeln.

„Mein Sohn — zieh nicht an den Rhein!“

Es ist aus nationalen und anderen Gründen ver-
boten, das unter allen möglichen Umständen leidende
Rheinland, über das im unbesiegbaren Gebiet, insbeson-
dere in Mittel- und Norddeutschland, in mancher Be-
ziehung falsche Anschauungen verbreitet sind, zu schä-
digen, wie es Joseph Winkler-Röts tut, der in der
„Reinisch-Weißhildischen Ztg.“ u. a.
folgendes über das Rheingebiet erzählt:

„Ich habe mir mit zwei Dichtern eine größere
Vortragstour durch ganz Deutschland gemacht und
kann hier über persönliche Erfahrungen sprechen. In
Süd-Deutschland fanden wir weitest die beste
Aufnahme und die alte herliche Beziehung von
Mensch zu Mensch. Begegnungen sind noch nicht ge-
schunden. Gemütliche Gefassenheit nicht ganz unter-
gegangen. Sobald man aber im besetzten Ge-
biet sich umhört, scheint die Stimmung mit einem-
mal vollkommen umgeschlagen. Durch die Saluta ist
der gewöhnliche Entenstolch schon ein kleiner Kap-
zucht geworden und „der Rabel rollt“. Es bleibt
der weitaus größte Bruchteil der Befehlungs-
militär im Rheinland. Auf der Elektrischen zählt der
Schaffner mit Engelszungen fast 50 Pf. einen
Großhahn heraus und nur durch Zufall erfährt man
hinterher, daß man betrogen ist. Der Dienstmann
verlangt für 457 Schritte 7,50 Mark. Ein simples
Drochsengefuhr, das mich in Weimar einen ganzen
schönen Vormittag für 30 lumpige Mark spazieren
führte, kostete für eine 10-Minuten-Exkursion in Köln

das gleiche. Ein Auto ist nur noch gegen Verkauf
einer mittleren Hypothek zu erlangen. Einmal über
die Hochstraße bummeln — vide o mori! Denn du
bist plötzlich zum ärmsten Knecht auf Gottes Welt ge-
worden, eine Annona kostet 150 Mark! Und so mit
„Grazie in infinitum“. Ich hörte einen Ausländer
beim Obststand fragen: „Kostet Birne?“ „1,50 M.“
„Geben Sie zehn Birnen!“ Zahlte 16 Mark für die
zehn Äpfelchen! Es war natürlich ein Jre-
tum, das ganze Pfund war gemeint —, aber Sym-
ptome für die Haltung der Bevölkerung. Der Rabel
rollt.“

Nicht allein in den Großstädten kann der Durch-
schnittsdeutsche nur noch auf den Bäumen schlafen —
ein Bekannter betrat in Coblenz für eine ein-
zige Nacht Unterlump 600 Mark (sechshundert!) —
auch in einem so winzigen Dörfchen wie im alten,
lieben Andernach mußte ich für eine erbärmliche,
zweifelhafte Lagerstatt 50 Mark (sprich: fünfzig!)
büßen, — in Versteckten kann man gut in Pension
für 25 Mark leben! In Barmen in der Künstler-
haus zur „Eule“ schlemmte ich für fünfzig Mark
für — fünfzig Mark! In Remscheid am gefegneten
Rhein aber in einer mittleren Wirtschaft kostete
ein miserables Mittagessen 25 Mark. Ein Kaugummi
ist für — 60 Mark (sprich: sechzig!) ausgebeutet
worden; ich nehme an, daß Vater Rhein mit einem
halben Duzend Ruten daran hat hängen müssen, so
daß der Gefassenheit diese Tage durchschief. Bei
Matern in Königsbrunn kann man mir noch als
pensionierter Monarch leben. Im Petersberghotel
auf der Spitze des Siebengebirges soll der Sage nach
die in den Niederungen der Wandervogelstrecke ging,
ein Gast nur Aufnahme finden, wenn er gleich drei
Zimmer auf einmal mietet, mit Bed oder was weiß
ich? Ein Oberlehrer begegnete mir in einem Neben-
hof, der menschenleer geworden war. Ich sah ihn
hinter einen Baum gedrückt, als ich vorüberging. Ein
Johannstisch unterwegs, so hinter Nieder-
lahnstein eine Stelle an, weil er keine Möglich-
keit sah, weiterzukommen. Bei Sonnet, sollen Ge-
schöpfe liegen. Mein Sohn, mein Sohn, — zieh nicht
an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut! — Es
ist keine Freude mehr, am Rhein zu reisen. Er ist
zur Wucherzelle geworden.“

Gewiß, es ist am Rhein teuer, und manches
kann billiger sein. Aber die obigen Ausführungen
verzerrten das wahre Bild von der Lage am
Rhein, und man ist versucht, daraus persönliche
Verurteilungen zu ziehen. Die einzelnen Fälle von
Wucher, die in dieser egoistischen Zeit leider überall
in Deutschland vorkommen, sind verhältnismäßig
nationalen Interessen, der engeren Bekanntschaft der
Rheinlande mit Deutschland, ist damit wahrlich
schlecht geholfen.

Die Bürgermeister in Raffen

Das alte Herzogtum Raffen, das 1806 von Preu-
ßen eingegliedert wurde, erfreute sich schon damals einer
Reihe von Freiheiten, wie sie keinem anderen Staate
in Deutschland bestraft worden sind. Die Einver-
leibung in Preußen hat es mit sich gebracht, daß
unter mehr oder minder großem Widerspruch ein-
zelne der Freiheiten verschwinden und daß dafür
auf dem Westertal und an der Rahn, im Tannus
und nördlich des Rheins der östliche Geist
eine Gasse zu brechen suchte. Noch heute erinnert sich
insbesondere die Landbevölkerung an so manches,

was unter preussischer Herrschaft zu Grunde getragen wurde.
Ein wichtiges Recht hatte die alte preussische Regie-
rung bestanden lassen. Das kleinste Dorf in Raffen
hat seinen eigenen Bürgermeister. Gewöhnlich wird
ein eingetragener Bauer oder sonst eine Persönlichkeit
gewählt, die das Vertrauen der Bevölkerung ge-
nißt. Der Bürgermeister in Raffen ist also unabhän-
gig und braucht nicht jedem Wunsch von oben ein
genügendes Ohr zu schenken. Man hat sich früher schon
in Raffen wiederholt mit dem Gedanken getragen,
dieses Recht der Selbstverwaltung zu beseitigen.
Aber war befürchtet, den Widerstand der Bevölke-
rung. Das wurde nach der Revolution anders.
Sofort schickte sich der Minister des Innern an die
Arbeit und ließ einen Entwurf ausarbeiten, wodurch
die selbstständigen Bürgermeister an jedem einzelnen
Ort beseitigt werden sollte. Nach rheinischem und west-
fälischem Muster sollten mehrere Landgemeinden zu
Landbürgermeistereien zusammengefaßt werden.
Die Bedeutung eines solchen Schrittes ist von der
Bevölkerung sofort durchschaut worden. Man ver-
schloß sich zwar nicht den Schattenseiten, die das
alte System an sich hat. Aber die Schattenseiten
treten gegenüber den Lichtseiten völlig zurück. Wir
den die Landbürgermeistereien oder Amtsbezirke Tat-
sache, dann müßte die Bevölkerung oft stundenlang
zu ihrem Bürgermeister wandern. Und der Bürger-
meister wäre nicht mehr die Vertrauensperson der
Bevölkerung, sondern ein Beamter der Regierung.
Wer den Unterschied praktisch erfahren hat, weiß, was
das bedeutet. Der Versuch, die Selbstverwaltung zu
beseitigen, lag übrigens in der Richtung des Zentra-
lismus, wie er von einigen Parteien angestrebt wird.
An dem Widerstand der Bevölkerung wird indes die-
ser Wunsch völlig scheitern.

Früher Herbst

Am frühesten fühl't es am Baum das Blatt,
Daß es bald auf die Reife geht.
Erzittert bangt es sich am Tag,
Verwandert nur, daß unbeweglich
Der Baum in seiner Ruhe steht.

Er weicht nicht, wenn es ihn einbläst,
Und gibt das letzte Blatt wie Dank.
Tief wurzelnd bindet es ihn fest
An Gottes Erde und ihm ist
Vor keinem Sturme bang.

Der Mensch nur fühl't das Zittern mit,
Das durch das Blatt im Innern geht,
Er hat noch Wachen und Wachen
Und bangt sich noch, weil er nicht fest
In Gottes Boden wurzelnd steht.

P. W., Oberlahnstein.

Unser Herbstwald

Von B. Saldy.

Die Frage, in welcher Jahreszeit unser Wald am
schönsten ist, wird so lange aufgeworfen werden, wie
es einen deutschen Wald gibt. Daß nach den langen
trostlosen Nächten des Winters der Frühlingwald
noch unendlich viel Lichter und schöner erscheinen
muß, liegt auf der Hand. Andere rühmen den Wald
des Sommers. Aber über ihn liegt die Hitze des
Reifens, Vollenstehens, seine Farben sind tief und voll,
und er hat die Schönheit der reifen Natur. Den
Herbstwald aber mag man allerwärts; denn er ist

der früheste von allen. Vielleicht gerade deshalb,
weil er zum Sterben geht. Die Herbstglut, die über
ihn ausgegossen liegt, hat fast südliche Art. Dazu
kommt die breite Fläche der Farbe und die Viel-
fältigkeit ihrer Töne. Und alle Farben sind rein
und von starker Leuchtkraft. Vom jartesten, lichte-
sten Gelb über wahrhaftes Gold gehen die Töne
hinüber zum feurigsten Rot, dem tiefsten Purpur und
dem kältesten Braun. Weißgelb sind die Birken, gelb
die Eichen, purpurne die Buchen in ihrer höchsten
Blüte. Feuerfarbene Leise gleicht der deutsche
Herbstwald aus der Ferne, aber auch tief unten in
seinem Schutze hüpfen laufend und abertausend
Flammen auf.

Eine laue Herbstnacht mit warmen Regenschauern
mag über den Wald gegangen sein. Am Tage vor-
her lag das Laub zu seinen Füßen noch braun und
hart, am andern Morgen aber sprangen aus ihm
hunderttausend lustige Farbensinken. Rote, blaue,
gelbe und braune Laupfen lagen überall auf den
weißen Blättern. Wägenische Lischchen sah man da,
schöneformige Becher, Güte für Waldkloben und hun-
dert andere Formen — das Meer der Pilze ist
erwacht. Run locken sie und werden, bis unge-
schätzte Menschenhände und berbe Menschenfüße sich
daran machen, den heiteren Herbstknebel zu zer-
stören. Denn ihre viele sind giftig oder doch un-
genießbar; also, schließt der Mensch, haben sie kein
Recht zu leben. Wobei er natürlich nicht bedenkt,
daß jedes Gewächs ein Recht auf Leben hat und von
der Natur geschaffen ist, um einen bestimmten Zweck
zu erfüllen.

Wirtschaftliche Werte stehen in der bunten Pilz-
gesellschaft. Ueberhaupt liegen hinter der Herbstglut
des Herbstes lauter reale Gedanken. Die Enten-
monate sind da. Was der Frühling begann, der
Sommer förderte, das zieht nun der Herbst als
vollendete Gabe aus seinem Hüßhorn aus. Läßt man
die ökonomischen Gedanken für einen Augenblick bei-
seite, so erkennt man, daß im Herbst des Landes
Stärke liegt: ein reicher Herbst, ein reiches Land.

Doch zurück zur farbigen Palette der Natur. Auch
im Walde ist Reife und Ernte. Aber die Koffgänger,
die sich ihrer bedienen, sind nur selten die Menschen.
Sie haben sich vor langen Zeiten nur die Wäldchen
dort geholt und ziehen jetzt Feuchte, „sagener Er-
findung“ in den Gärten. Die Unschönen stehen noch
drüben am Waldrand: Holzapfel und Holz-
birne. Aber niemand streckt die Hand nach ihnen
aus. Saure und hart wie sie sind, geht nur das Wild
nach ihnen, oder gelegentlich einer, dessen Geschmack
besondere Wege wandeln will. Achtame Zogspflöger
aber pflanzen die weiden Obstbäume an, und das
Wild macht im Herbst lange Bälle nach ihren
Früchten.

Wundergemacht sind die Ränder und Blößen.
Keine Blüten sind es mehr, sondern winzige farbige
Augeln in Schorale und Ultramarin, in Ruffschwarz
und Tiefrot. Rot gibt im Herbstlorenz den Ton an.
Rot ist die Kornelkirsche, unsagbar sauer obenrein
und dennoch sehr beliebt; rot ist die Frucht der Rofe,
rot der prächtige Traubenholunder, und rot sind die
wunderbaren Fruchtstängel des Schneeballs. Kom-
len gleichen endlich die in manchen Jahren in schier
erdrückender Fülle kommenden Büschel des Eberesche.
Und all dieses strahlende, unglaublich leuchtende Rot
erschaut uns nur zur Erhöhung der allgemeinen
Feststimmung, zum menschlichen Wohlgefallen gemacht.
In Wirklichkeit aber ist der Grund auch hier ein sehr

Peter Dörr

Von D. M. Franz.

Rein, Peter Dörr war kein schlechter Mensch.
Es ist wahr, manchmal schalt er sich selbst einen
„dummen Teufel“, wenn er bei reichen Leuten oder
schnell hochgelassenen Familien arbeitete und Ein-
blick gewann, wie leicht man dort Geld verdienen und
wie man mit demselben umging. Aber sich ver-
greifen an fremdem Eigentum, selbst wenn die Ge-
legenheit noch so verführerisch drohte — niemals. —
Wäre schäfer er vorwärts. Sein Rücken schmerzte.
Es war zuviel, heute drei Zimmer zu schlafen. An
einem Tag drei Zimmer! Was aber will man
mochen, wenn die Leute treiben und alles auf ein-
mal wollen und noch dazu, wenn man dabei ein
Weib und vier Kinder hat! — Er ging schneller.
Die Treppe knarrte unter seinen Füßen.
„Du“, sagte seine Frau, als er eintrat, „ein Tele-
gramm ist gekommen — jetzt grad im Augenblick —
deine Mutter ist schwer krank. Sie möchte dich noch-
mal sehen.“ Und gab ihm das aufgedruckte For-
mular.

Peter Dörr las, runzelte die Stirn und fragte
sich an der Schlafendacht: „Nur immer wieder was
kommen, immer wieder.“ brumte er.

„Dein Weib wohl gut sein, du fährst gleich heute
abend noch.“ sagte sein Weib, ging an den Herd und
trug die Suppe auf.

„Sollt' eben doch was mitbringen“, meinte Peter
während des Essens.

„Schon“, nickte seine Frau. — „Aber was?“ sagte
Peter und fuhr fort: „Esse haben sie, Milch auch. . .
Schinken eine Flasche Rotwein, das ganze.“

„Schon“, nickte die Frau wieder und sah ihn stirn-
runzelnd an, „kostet eben einen Dausen Geld jetzt.“

„Und dabei ist's möglich, daß ich etliche Tage
draußen bleiben muß“, warf Peter wieder hin und
rechnete im Zeilen nach, was das alles koste. —

„Jetzt, wo soviel Arbeit da ist“, sagte die Frau

und erzählte ihm von den drei Leuten, die ihre Woh-
nung gemietet haben wollten.

„So oder so, hinaus muß ich schon“, gab ihr Peter
zurück. — Endlich kam man überein, daß er auf alle
Fälle heute wegfuhr mit einer Flasche Rotwein.

Desviertel Stunden nachher sah er schon im Zug,
der hämmern durch Lichtdurchdrückte Nachtstern
haupte. Todmüde kam er in seinem Vaterhaus an
und ging zur Mutter auf die Kammer.

Ein gelbes Lämpchen flammte spärlich über das
eingefallene Antlitz der alten, röhelnden und phono-
stierenden Frau.

„Peter, wo ist denn der Peter?“ schaute die Kranke
des öfters. Aber sie erkannte ihren Sohn nicht.
Der sah da und hielt stumm ihre rechte Hand und
redete laut auf sie ein. Aber es half nicht viel. Das
Phantasma hörte nicht auf.

„Es geht dem End' zu“, flüsterte Theres, Peters
Schwester und wuschte sich die Tränen aus den Augen.

Peter nickte nur. — Die alte Weiberin begann zu
beten. — Klara, die jüngste Schwester und Franz,
der dreizehnjährige, ließen zum Pforter.

Aber die alte Frau hielt durch. —

Gegen Mittag am andern Tag trat sogar eine
kleine Besserung ein. Sie rief die Augen auf und
erkannte Peter, lächelte ein wenig.

„Gib die ein bißl Wein mitgebracht“, sagte der,
gab ihr das Glas. — Dann kam der Arzt und er-
öffnete den Geschwistern das Farchibara. Wenn es
lang ginge, drei Tage noch. —

Wenn du kein „Schliger“ wärst, könntest du jetzt
das Haus haben, dachte Peter kurz und schon wühlte
es weiter: — so aber geht das Darden und Feisten
wieder weiter. Weiter, bis du am Ende auch so da-
hinst und nicht weißt, für was du dein Leben lang
geschuftet hast. —

Die anderen Geschwister hatten alle den Raum
verlassen. Er stand allein neben der schlafenden
Mutter — sah unsicher im Zimmer herum. Da war
unter dem Glassturz das silberne Nieder und Ge-
schwür, die Nesselhaube und der Mädchenknecht der

Mutter. Und davor stand die grüne Schachtel,
die merkwürdige grüne Schachtel, aus der
ihm feinerzeit die Mutter das Geld herausgeholt und
sagte: „Bist ein gefunder Mann, Peter, — und
kommst zu uns, zu deiner alten Mutter um Geld.“

Und die Theres war dabei gewesen und sah ihn
verächtlich an, sagte etwas wie: „Was müßt du denn
beten, wenn du allein nichts zu knappen hast.“

So war es. Genau so. Und dann verließ er
das Haus, bedrückt, beschämt und bitter.

Die Theres fiel sehr ärmlich aus. Kein Geschenk
erhielt er, denn das Mädchen war ein armes Ding,
und er war immerhin aus einem Bauernhaus, wenn
er auch ein „Schliger“ war.

Und erst zwei Jahre nachher konnte der Haus-
mutter Peter Dörr seinen Leuten das geliebte
Leinwandstück zurückzahlen.

„So dumm“, sagte sein Weib, „so dumm! Denen
gibst du's wieder, und wir müssen schauen, wie wir
uns durchschlagen.“

Und Jahre gingen. Es wurde nicht besser. Ein
Tag hospitierte sich mühsamer als der andere ob.

Und jetzt stand der Peter Dörr am Sterbebett
seiner Mutter und sah auf den ausgebreiteten, über-
flüssigen Schmutz und auf die verfluchte, grüne Schachtel.

Wie der Baum draußen kahl angriff, quert durch
Fenster. Wie ein gestimmter Arm hob sich der
vorderste Ast. —

Die Mutter schlief. — Der Boden kargte. Peter
Dörr suchte zusammen, hielt inne. Sein Herz schlug
heiß. Und eine Scham stieg ins Gesicht. Heiß —

Sie wird sterben, dachte er, sterben!

Und: 25 Mark hat der Wein gekostet. Blicke
noch 30 für die ganze Familie. Und — wo soll
man jetzt das Geld für den Kranz aufbringen. Wo
und wie! Was? — Als Peter die Finger im Grunde
der Schachtel hatte und die Schöne fühlte, sah ihn
eine Gier, ein Trost. Ohne das Genommene anzu-
sehen, steckte er es rasch in die Rocktasche.

Und stand schon wieder zitternd am Bette der

Kranken, warf forschende Blicke auf das eingefallene
Gesicht. —

Einige Male noch öffnete sich das Auge der
Mutter, aber es war ein starrer, todesreifer Blick, der
das Gefühl erweckte, als sähe er durch die Gittern
und den Zufall alles Irdischen in unsichtbare Sphä-
ren aus. —

Dann auf einmal reiste sich der Hals der Sterben-
den, der Körper warf sich rückwärts, streckte sich und
lag ruhig mit bedeckten Augen und röhelnd —
dann plötzlich still, grauhaftig still. —

„Theres!“ schrie Peter durch die aufgerissene Tür.
Alle Geschwister kamen, standen da und begannen
zu weinen. —

„Er hat einen sonderbaren Blick“, sagten die
Dörrer, wenn sie über Peter redeten. Das Begräb-
nis war verlaufen wie jedes in der Pforter. Nur
dieser Blick des Peter Dörr, der wollte niemandem
gefallen. Und wie er den Kranz hinwarf! Wie es
ihn auf einmal zuckend schaute!

Die alten Weiber raunten sich was von bösem
Geist zu und schlugen das Kreuz. — „Laßt noch zwei
Pfeifen lesen“, sagte Peter am Abend zur Theres und
gab ihr einen Schein, drückte ihr die Hand und schlug
die Augen nieder.

Dann verließ er sie eilig und fuhr in die Stadt.

Durch die ganze Bahnhofstraße zuckte der ausgreifende
Baumast und das dumpfe Licht — das Licht! Das
Licht stummte wie die grüne Schachtel.

„Du schaust so fies“, sagte Peters erschrockene
Frau, als derselbe atemlos und ein wenig zitternd
vor ihr stand.

„Was ist denn?“ fragte sie, als er sich wortlos
umdrehte, um wieder zu gehen. Aber ehe sie ihn
lassen wollte, war er draußen, rannte die Treppen
hinunter in die Nacht.

In die Nacht rannte Peter Dörr, der Mann, der
sich schämte, seiner Mutter keinen Kranz aus Gräb-
legen zu können und deshalb dieser selben Mutter aus
der grünen Schachtel das Geld stahl. Nur deshalb.

rocker, um nicht zu sagen: ins Gegenteil verkehrter. Denn um es gleich herauszusagen: diese leuchtende Farbenpracht soll einfach die Bogen zum Fressen aufordern. Das wäre nun an und für sich ein Selbstmord der Pflanzen; aber die Bogen verdauen ja nur das Fleisch, der Kern bleibt unberührt, kommt auf natürlichem Wege wieder zum Vorschein, ohne die Keimkraft verloren zu haben, und wird zu einem neuen Strauch. So hatten denn auch schon die Römer das seltsame Sprichwort: Die Drossel macht sich ihren Tod selbst. Die Mistelbrosel nämlich, indem sie die Mistelbeeren frisst — aus denen bekanntlich die Weintraube hergestellt wird — und so zur Verbreitung der für sich selbst gefährlichen Pflanze beiträgt.

Die ich mir so sehr habe ist unter den Beeren ebenfalls sehr häufig. Entweder ist sie hochglänzend oder durch einen dichten Wachsbügel überzogen, dem Reif, der sie blau erscheinen läßt. Besonders charakteristisch erscheint in diesem Fall die Schlehe, die erst vom Frost „gedrückt“ sein muß, ehe sie roh einigermassen genießbar wird. Während sich dagegen die Beeren des schwarzen Hollunders, des Ligusters, des blutroten Vertriegels und des Faulbaums.

Mit Ausnahme der Hollunderarten lieben alle diese Sträucher den dichten Waldesschatten nicht, doch halten sie sich in seiner Nähe oder innerhalb seines lichten Randes auf. Sie sind so anspruchslos, daß sie gern die Geröllhalden besetzen, die den Wald umsäumen; fruchtbarer Boden scheint ihnen nicht genehm zu sein. Auch die Haselnuss mag ihn nicht, die bestbekannte Frucht des herbstlichen Waldes. Ihre Büsche umgeben den Waldsaum wie eine dichte Vorpostenlinie, zur Freude der Eichhörnchen, Hühner und anderer zwei- und vierfüßigen Schlemmer.

Man kennt das Märchen vom dem Mann, der unter einer mächtigen Eiche ruhte und sich darüber entschlief, daß sich ein Riesenhorn keine Ährisze trüge. Bis eine winzige Eichel herunterfiel und ihm die Nase blutig schlug. Es würde kein Mensch wagen, durch den herbstlichen Wald zu gehen, trägen die Eichen Ährisze. Ob der Ertrag dann reicher wäre, mag immerhin noch dahingestellt bleiben. Denn wenn Eichen und Buchen ihr tragbares Jahr haben, dann verschwindet das Laub am Boden unter der Masse der herunterfallenden Früchte. Unbeschadet dieses der Regen des Waldes in den letzten Jahrzehnten liegen, bis die Kriegsjahre wieder auf seinen Nutzen aufmerksam machten. Und aus den erlösten Summen ergab sich, daß infolge dieser seit Jahren gepflanzten Wälder recht erhebliche wirtschaftliche Werte verloren gegangen sind.

Die Buche achtete man freilich immer noch etwas mehr. In manchen Gegenden, so auch bei uns, zog im Spätherbst Kind und Kegel hinaus in den Wald und sammelte Bucheckern, die dann gereinigt und in den Schlagschiffen zu Öl verarbeitet wurden. Das Buchenöl nahm und nimmt noch unter allen Speisölen einen ersten Rang ein. Die Ausbeute wurde jedoch wegen der immer mehr vernachlässigten Ernte von Jahr zu Jahr geringer, bis der Krieg auch diesen Erwerbszweig wieder zu einem gewissen Aufschwung gebracht hat.

Die Herbstfrucht verlor allmählich die Farbenpracht des Waldes. Es ist ein langsames Hin- und Her, ein allmähliches Verglimmen des lebendigen Feuers. Blätter und Blätter werden die Fäden, bis der Wald leise in den langen Winterschlaf sinkt. Noch einmal atmet er auf; drinnen in den feuchten Ästen und Schüchtern zeigen herrliche Farne, die ihre letzte Pracht, reden noch einmal unter dem Einfluß des Regens ihre letzten Wimpern in tropischer Uppigkeit empor. Dann ist auch ihre Zeit gekommen. Langsam sinken sie zusammen und schlafen ein, um einer baldigen Auferstehung zu harren.

Herbstzeitlose

Du blühest als späteste Blume,
Wenn letzter Dorn schon gefällt,
Und weißer Nebel ziehet
Über Berg und Feld.

Wenn schwer die Früchte reifen,
Dann streust du mit farbigem Rand
Als des Sommers letzte Rosen
Deine Blüten an Haie und Rand.

Als sollte noch einmal ein Leuchten
Weßeln über die Fluren gehn,
Bevor sie brandend und brausend
Rauhe Winterstürme umwehen.

P. D. B.

Opfer der Butternot

Eine Geschichte von Hans Bauer.

Ich schwankte am Jahrestag, ob ich dritter oder vierter Klasse nach Dresden fahren soll. Man ist genau so schnell da, wenn man vierter fährt und es ist erheblich billiger. Aber schließlich, bei dem Andrang muß man möglichst weit in der vierten sitzen und ich legte Wert darauf, die Letztze hinunterzuwürgen, die ich mir für die Fahrt mitgenommen habe. Stehend kann man aber schlecht lesen. Also ich nehme schon die dritte Klasse.

Der Zug ist noch nicht eingefahren. Gemächlich schlendere ich auf dem Bahnsteig dahin. Plötzlich höre ich meinen Namen. Ich drehe den Kopf und sehe ein Bauernpaar auf mich zugehen. Den Hals des Mannes umwindet ein gelbes Tuch. Stulpenhose reicht ihm fast bis zum Knie. Die Frau hat einen riesigen Rock auf dem Buckel sitzen. Ihr Gesicht ist von einem bunten Tuchverhüll umrahmt. Ja, was wollen denn die von mir? Wie können die sich denn unterstellen — da erkenne ich Subers in ihnen. Die Subers aus Meseritz. Die einzigen, die nicht unterworfen wurden, als in den schwersten Tagen alles von uns abfiel. Die einzigen, bei denen man nie-mals ganz vergebens nach Butter und Brot und Kartoffeln und Wein anspöchte. Die lieben, guten Subers aus Meseritz sind das. Meine kleine hellt sich auf. Demgegenüber muß man freilich freundschaftlich sein. Da bist nichts. „Schönen guten Tag!“ begrüße ich sie. „Ja, das sind ja Subers! Aber so eine Überraschung! Und was treiben Sie denn hier?“

Ich dachte ich Meseritz-Denk, daß sie in der Stadt eingefahren haben. Für den Christoph ein paar Kontinen und für Marie was Wolles und er, der Subers selber, habe doch schon immer einen handfesten Spazierstock gebraucht. Also, wenn sie schon mal in die Stadt kamen, was selten genug geschah, dann ging es aber auch ordentlich mit dem Kaufen her. und woher ich denn wollte?

Nach Dresden. Zu Verwandten.

Kirmes

Zur Erinnerung an die Oberlohn-Kirmes 1920.

Von Heinz B., Oberlohnstein.

Nur einmal im Jahre ist Kirmes. Manche sagen: „Gott sei Dank“, manche: „Leider“. Die Jugend muß sich austoben und wo kann sie das besser als auf dem Tanzplatz und auf dem Zirkusplatz. Und das Alter freut sich mit der Jugend. Und doch gibt es so manche, die dabei leer ausgehen, die an dieser Art Vergnügen keinen Gefallen mehr finden können.

Der ganze, schöne Sommer des Jahres 1920 neigt sich seinem Ende zu, ohne daß in Oberlohnstein außer Kirmes und Turnfest irgend ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes stattgefunden hätte. Man ist jedenfalls nicht nur an materiellen Gütern ärmer geworden, sondern auch an geistlichen. Kirmes, Kino und Sport — Sport, Kino und Tanz, das sind die einzigen Erholungs-dürfnisse des größten Teiles der Bevölkerung geworden. Doch davon ein andermal.

Heute wollen wir uns mit einem weniger schwierigen Problem befassen, d. h., eigentlich handelt es sich nicht um ein Problem, sondern um die altbekannte Tatsache, daß man bei auswärtigen Händlern, wie sie auf der Kirmes zu sehen sind, sehr oft die minderwertigsten Dinge kauft, die man in einem Geschäft zu kaufen würde. Die Ursache liegt in der Überbetonung dieser Händler begründet, besonders in der des „billigen Jakob“, der in allen möglichen Variationen auf allen Jahrmärkten wiederkehrt und dem ich auf einer Kirmes in Süddeutschland folgende Rede abgelauscht habe.

Und so spricht der billige Jakob zum Bauern: „Meine Herren Dekonomen, Kirmesdieser- und Fiedelbesten! Der billige Jakob ist wieder da! Jetzt sollt ihr eure Kinder verkaufen, damit ihr beim billigen Jakob einkaufen könnt! Und schlagt's eure Fenster zusammen und verkauft's das Glas und kauft's ein bei mir!“

Da hab ich einen schönen Hosensträger, von dem hab ich noch zehn Millionen daheim — aber ich brauch keinen, weil bei mir daheim die Frau die Hosen anhat. Diesen Hosensträger kann man bei noch Paris ausgeben, so elastisch ist er; darum heißt er auch der berühmte Patenthosensträger. „Schaffi-Lustig-Gummig-Hose“, wo das Patent allein 20 000 Mark gekostet hat. An den hat sich einmal ein fünfjähriger Junge angeschoben — na, hat's ihm geschadet, dem Hosensträger; an dem kann man eine Kuh heimführen vom Markt, is geschadet wie an an Schmezzhül!

Und sohet nur eine Mark!
Und da geb ich noch extra ein Dupond Patent-hosenknöpf drein. Es kann einem ja vorkommen, daß einmal ein Hosenknopf bricht, und dann müßt's die Hosen ausziehen und über die Äpfel werfen und heintreten. Aber da nimmt man einen Patentknopf vom billigen Jakob, den kann man ohne Nachschub, ohne Faden, ohne Licht und ohne Schweißmutter einhängen.

Ja, meine Herren Dekonomen, wenn ich eure Gefühle ich u. mein keuten Geldbeutel, dann sollt mir alle meine Töchter ein. Da muß ich gleich dieses Gebetbuch zur Hand nehmen. Und da will ich sehn, ob ihr überhaupt noch eine Religion im Leibe habt. Mit diesem Gebetbuch kommt man nicht in die Hölle und nicht ins Fegfeuer — mit diesem Gebetbuch kommt ihr pfeilschnel in den Himmel.

Na, ihr könnt's nicht lesen; ja, wenn euer Schulmeister beim Regger gefahren ist, dann kann ich auch nichts dafür. Aber dieses Gebetbuch braucht man ja gar nicht zu lesen, da braucht man nur alle Wochen zwischen groß und Mittag ein bißl hinstellen, dann kommt man schon pfeilschnel ins Paradies. Das Gebetbuch, wenn man das unter die Haustür legt, dann stolpern alle Degen und Sporthosen darüber, und der Geschwollene, der zum Pfanden kommt, bricht sich's Genick.

Wer dieses Gebetbuch nicht kauft, den halt der Teufel mit die spitzen Hörner! Eine faubere Hosenfaher! Gut, so geb ich euch dieses Gebetbuch um eine Mark — jetzt geb ich euch das Buch um einen Fußfinger, nein, um einen Zwanziger!

Aber an dem Geldbeutel, Herr Dekonome, hab ich gesehen, daß ihr Bauern und Dekonomen gar nicht wißt, was ein richtiger Geldbeutel ist. Da seht ihr wieder schon angeschminkt worden beim Geldbeutel-einkaufen! Da kommt so ein Dekonome mit einer trannnen Nase, lüßt das Blaue vom Himmel herunter und verkauft euch dann so ein Geldbeutel um drei

Mark. Dann sagt er, ob er nicht um Gottes Willen eure Rubeln müssen darf — gut, ihr laßt ihn um eine Mark Rubeln mitessen. Dann bist er um Gottes Willen um ein Nachlager und macht noch um drei Mark Stroh kaput und bringt euch die Läuse ins Haus.

Da hab ich ein fauberes Geschäft gemacht!

Aber mein Geldbeutel — der kost' nicht drei Mark, nicht zwei Mark, nicht eine Mark; der kost' bloß fünfzig Pfennig und ist ein Schloß dran, das kann nicht einmal ein Schloffer aufmachen, und das Geld ist drin so sicher, daß's nicht einmal ein Dieb stehlen kann. Und in diesem Geldbeutel ist ein Patentknöpf, der euer Geld in einer Woche verdoppelt. Aber er ist nicht aus Ochsenleder und nicht aus Schweinsleder — er ist aus neund-mund-zwanzigjährigem Schweißmutterleder.

Einkauf! Oder soll ich euch noch einen 50-Mark-Schein extra beilegen? —

Oder versteht ihr nicht deutsch — wie ich im Weltkrieg am Eisenmarkt in Jerusalem war, da haben mich die Leute auch nicht verstanden.

Aufgepaßt, ihr Kirmesdieser- und Fiedelbesten! Hier hab ich ein Rotizbuch, da könnt ihr eure Synopsehandschriften hineinschreiben. Und wenn ihr sie hineingeschrieben habt, dann müßt ihr sie schon zusammenrechnen und das Blatt herausstreichen und in den Flur werfen — das ganze Stump is bezahlt!

Und hier hab ich einen Brillantring, der is in Irland geschliffen worden; da haben 10 000 Weiber Tag und Nacht im Juchthaus drar geschliffen, bis er so schön geworden ist. So einen Brillantring trägt nicht einmal der Reichspräsident! Das muß schon ein Schieber sein, der so einen Ring trägt bei den hantigen Preisen!

Und da hab ich noch eine Uhrkette, die seht besser aus wie Gold, die trägt sich besser wie Gold, die verkauf ich für Gold und ist doch kein Gold! Wer eine solche Uhrkette trägt, der wird in acht Tagen Bürgermeister, in vierzehn Tagen Landrat, in einem Monat Regierungspräsident.

Und hier, meine Herrschaften, da hab ich einen Operngucker, das ist das berühmte Patent „Ums-Ged-herum“, den kann man als Halspiegel, als Augenpiegel, als Ohrenspiegel, als Nasenpiegel und als Gehirnspiegel brauchen. Wenn ihr diesen Operngucker nicht habt, dann kommt ihr niemals drauf, daß man sich alle Jahre einmal die Ohren waschen muß. Und mit diesem Spiegel könnt ihr die bösen Absichten eurer Schweißmutter durchschauen. Und mit diesem Nasenpiegel könnt ihr den andern die Bärner aus den Nasen ziehen!

Aber hier hab ich noch einen Kamm — den verkauf ich gar nicht gern. Denn wenn ich diesen Kamm verkaufe und kommt in hundert Jahren wieder zu euch, dann kann ich keinen mehr anbringen, weil ihr diesen Kamm immer noch habt. Diesen Kamm kann man biegen wie man will, mit diesem Kamm kann man zuschlagen wie an will (er schlägt einem Jungen auf den Kopf) und meine Großmutter hat im letzten Winter mit so einem Kamm drei Klaster Holz gesägt.

Dieser Kamm hat zwei Seiten — eine asiatische und eine europäische. Wenn ihr mit der europäischen sämmt, sangt ihr fünfzigzwanzig russische Läuse auf einmal, mit der asiatischen sämmt bei die launigen Zeiten.

Kauft's ein, ihr Bauern, kauft's ein, sonst flücht euch euer Papiergeld davon.

Jetzt hat sich der billige Jakob in die Perle des großen Dufches hineingedrückt. Es geht nicht mehr — der Apparat muß neu geölt werden. Und schon taucht neben dem großen Kamboter ein Ersatzmann auf und beginnt im gleichen Stil und mit den gleichen hübsigen Wogen loszulegen. Kirmes.

Künstler-Anekdoten

Urtelle.

Ein mit Michaelangelo befreundeter Priester sagte einmal zu dem Meister: „Es ist schade, daß Ihr keine Frau genommen habt. Ihr würdet sicher viele Kinder bekommen haben und ihnen den ehrenvollen Lohn so langer Mühen als Erbe hinterlassen können.“

„Mir zu viel habe ich mit einer Frau zu schaffen gehabt“, antwortete Michaelangelo. „Das ist die Kunst, die mich stets quält hat, und meine Kinder sind die Werke, die nun zurückerleben, und die, wenn sie auch nichts taugen, doch eine Zeitlang leben werden. Wehe dem guten Schiedert, wenn er die Turen von San Giovanni nicht gearbeitet hätte, denn seine Kinder und Neffen haben verkauft und zugrunde

gehen lassen, was er hinterließ! Die Turen aber sind noch da.“

Erkennt sie.

Dogarth sagte: „Ich erkenne die ganze Welt zum kompetenten Richter über meine Gemälde an — nur nicht die Maler.“

Der Künstler traute ihnen aus Gründen der Eifersucht und des Neids kein gerechtes Urteil zu.

Ochs, Esel, Rindvieh! Schimpfen und sich in Krauswürden bewegen, war und blieb dem gutmütigen Schwind ein Verjüngungsmittel.

Bei einer großen Gesellschaft hörte man einmal längere Zeit hindurch seine Stimme aus einer Unterhaltung im Nebenzimmer heraus. In gemessenen Zwischenräumen ertönte es: Ochs, Esel, Rindvieh usw.

Später wurde er gefragt, was er denn für ein landwirtschaftliches Gespräch geführt habe, und er antwortete:

„Landwirtschaft? Bewahre! Wir haben immer nur von Kunst geredet!“

So oder so.

Lenbach wurde einmal von einem guten, aber unbedeutenden Kunstgenossen auf der Straße angehalten. Dieser warf ihm vor, daß er ihn ein Rhinoceros genannt habe.

Lenbach legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte im gemächlichen Ton:

„Aber wie können Sie denn nur so was glauben? Sie wissen doch, was ich von Ihnen halte!“

Und getöset nahm der andere herzlichen Abschied.

Zoologie.

Philipp Melancthon war unter andern auch ein Freund der Chironomie, oder der Kunst, aus den Fingern in den Händen die Schicksale der Menschen zu weissagen. Einmal besuchte er einen Bürger zu Wittenberg, der viele Kinder hatte, und, indem er die Hände des Jünglings mit besonderem Vergnügen betrachtete, sagte er: „Dieses Knäblein wird einmal ein großer Theologus werden.“ — „Schwindiger Herr“, versetzte der Bürger, „wenn es nur kein Mädchen wäre.“ Melancthon wollte seit diesem Tage nicht mehr weissagen.

Zeit ist Geld.

Voltaire konnte die Leute nicht leiden, deren Gespräch aus ewigen Fragen bestete. Als ihn daher einst jemand besuchte, der ihm als großer Frage-gelehrter war, rief er demselben beim Eintritt entgegen: „Ich bin erfreut, Sie zu sehen, muß Ihnen aber im voraus sagen, daß ich von allem, was Sie mich zu fragen im Begriffe sind, nichts weiß.“

Berlin 1920

Nach Dr. Alfons Goldschmidt.

Ich habe Dr. Alfons Goldschmidts Buch „Moskau 1920“ gelesen; es hat mir imponiert. Sofort habe ich nach seiner Methode eine Orientierungskarte durch Berlin gemacht und feststellen können, daß es herrliche Zustände bei uns sind. Man höre einige meiner Beobachtungen:

Es gibt noch Schieber in Berlin, aber man hat schon strenge Gesetze gegen das Schieberturnen erlassen.

Wohnungsnot herrscht keineswegs. Es gibt ja noch allerhand Schwierigkeiten, aber man hat ja jemand doch eine Wohnung bekommen.

Die Butter ist wieder teurer geworden. Das ist natürlich gleichgültig, es „erschüttert“ nur die Quantitätsdiäten.

Auch mit der Unfreiheit ist es nicht so schlimm. Es wird zwar viel eingebrochen und gemordet, aber die Polizei ist noch da, das Brandenburgische Tor steht noch und Dr. Goldschmidt lebt noch.

Die Eignung der Arbeiter zu Verwaltungsposten ist bewiesen. Ich fragte einen Straßenkehrer, wie alt er sei; er konnte es mir genau und fließend sagen. Der Mann muß Bildungsminister werden!

Die Kohlennot ist nicht so schlimm; am 20. August war unsere Heizung nicht mehr eingefroren.

Die Höflichkeit der Menschen fehlt wieder: kürzlich hat ein Herr, den ich aus Berlin kenne, zu mir gesagt: „Sie Esel!“, ich hatte „Du Rindvieh!“ erwidert.

Stellung der Verhältnisse mindestens eine halbe Stunde in Anspruch nehmen würde.

Und ich zahle den Preis für die vierte Wagenklasse der Strecke Leipzig-Dresden nach — alles von wegen der Butter.

Humor

Reisen 1920.

„Kun, Herr Meier, ich denke, Sie wollten eine Erholungsreise antreten?“

„Ja, aber ich fühle mich noch nicht kräftig genug dazu!“

Aus einem landwirtschaftlichen Vortrag.

„... und dann Dünger meine wertten Herren und Damen, den Dünger kann ich Ihnen gar nicht warm genug ans Herz legen!“

Auf der Polizei.

„Ich höre, Sie haben den Durchsch gefangen, der neulich nachts bei uns eingebrochen ist.“

„Jawohl! Wollen Sie ihn etwa sehen?“

„Ach ja! Ich möchte ihn gern mal fragen, wie er es angeht hat, in die Wohnung zu kommen, ohne meine Frau zu wecken. Was ist das in den zwanzig Jahren unserer Ehe noch nicht einmal gelungen.“

Bagner-Ruß.

Opernhaus. Logenring. Baumarkt. Heilige Kunststimmung. Seelenruhe.

Da brummt hinter mir ein bieder Mann laut und deutlich: „Kommt, alle, wir jeht nach Hause! Der hat wo ja alles uff!“, Trammophon.“

Frage an den Himmel.

„Mutti, konnte denn der liebe Gott Adam und Eva so aus dem Paradies werfen, ohne daß sie eine andere Wohnung hatten?“